

Über die Pseudepigraphie, die ihre Blütezeit vom 3. Jh. v. bis zum 2. Jh. n. Chr. besonders in der griechischsprechenden jüdischen Diaspora sowie im Kreise der Graecopalästinenser hatte, ist man bis heute stark geteilter Meinung. Zwar sind die Zeiten vorbei, da man von einer »jüdischen Fälscherbande« redete, die angeblich die Pseudepigraphie aus dunklen Motiven heraus produziert hätte. Man sieht aber die Pseudepigraphie immer noch zu undifferenziert und stellt sie, die literarhistorische Ebene mit der theologischen vermengend, zu ihren Ungunsten den inspirierten Schriften des Alten und Neuen Testaments gegenüber. Demgegenüber redet Hengel z. B. im Falle der Henoch-Literatur von »echter religiöser Pseudepigraphie... Der dogmatisch belastete Begriff der Inspiration »sei« in diesem Zusammenhang schwerlich brauchbar« (S. 277). Hengel vermag plausibel zu machen, dass das Verständnis der verschiedenen Formen der damaligen Pseudepigraphie für die Deutung biblischer Gattungen unabdingbar ist. Die entscheidenden Beurteilungskriterien holt er aus der religionshistorischen Lage und aus den literarischen Trends der tonangebenden hellenistischen Zivilisation. Im Zeitalter Jesu (im weiteren Sinn) übte der politische und kulturell-zivilisatorische Hellenismus seinen Hauptdruck gegen das Frühjudentum aus. Das Judentum wurde damals vom Hellenismus förmlich umzingelt. Die Pseudepigraphie war meistens eine, teils ungeschickte, jüdisch-apologetische Gattung. Deutliche Beispiele sind verschiedene frühjüdische »Testamente« und verschiedene Apokalypsen, sowie weisheitliche und popularphilosophische jüdische Traktate, aber auch mehrere Werke religiöser Geschichtsschreibung. In diesem Zusammenhang weist Hengel darauf hin, dass »selbst im jüdisch-hellenistischen Bereich... das Bewusstsein des geistigen Eigentums und der schriftstellerischen Individualität gegenüber der griechisch-römischen Welt unterentwickelt« war (S. 283). Im anonymen und pseudonymen Schrifttum blieb die »Unterordnung unter die transsubjektive Tradition... stärker als der Drang, die Person des Schriftstellers zur Geltung zu bringen« (S. 305).

Mehrmals weist Hengel auf die literarisch reichen Möglichkeiten der Pseudepigraphie hin. Sie wurde »die notwendige Voraussetzung für den religiösen Fortschritt« (S. 313). Bei apokalyptischen und weisheitlichen Schriften sowie bei der Testamentenliteratur war es »aus Gründen der Autorität« notwendig, »sie als Offenbarungsschriften eines der Männer der Urzeit, bzw. der Propheten der israelitischen Geschichte auszugeben. Eine derartige Übertragung wurde kaum als Betrug empfunden... Eine Konsequenz dieser Betrachtungsweise war auch, dass man diese Schriften, soweit man sie nicht durch Kanonisierung absicherte, beliebig erweiterte, veränderte oder verkürzte. Die Integrität eines Textes entsand so wenig ein feststehender Wert wie das »geistige Eigentum« seines Verfassers« (S. 284 f.).

Den Begriff »jüdische Fälschung« verwendet Hengel nur für jene Fälle, in denen Juden »unter dem Namen eines nichtjüdischen, in der Regel griechischen Verfassers« (S. 285) schrieben. Dies kam wohl erst nach der Zeitwende vor.

Auf den Seiten 309–329 ist eine Fachdiskussion über Hengels Darlegungen festgehalten. Der Diskussionsleiter K. von Fritz meint dabei abschliessend, es seien viele Probleme aufgeworfen worden. Vor allem aber habe sich gezeigt, »wie viele Probleme noch der Lösung harren, und auf welche Weise sie durch Einzeluntersuchungen

der Lösung nähergebracht werden können« (S. 329). Der Rezensent ist ebenfalls der Meinung, dass die präzisen Darlegungen Hengels als wichtiger Vorstoss zur detaillierten literarhistorischen Erforschung des Frühjudentums zu werten sind. Das Tübinger Institutum Judaicum, dessen neuer Direktor Prof. Hengel ist, wird von diesen Anregungen zweifellos profitieren. Clemens Thoma

KURT HRUBY: Die Synagoge. Geschichtliche Entwicklung einer Institution. Zürich, 1971. Theologischer Verlag, 115 Seiten (Schriften zur Judentumskunde 3).

Mit diesem informativen und gut lesbaren, dazu preiswerten Band der Schriften zur Judentumskunde geschieht ein lange fälliger Anlauf, eine grosse Lücke zu schliessen: Seit Jahrzehnten ist kein Buch mehr über die Institution Synagoge erschienen, welches dieses so interessante und auch für Christen wichtige Thema in befriedigender Weise behandelt hätte. In knappen und übersichtlichen Kapiteln, deren Anordnung allerdings nicht ganz einsichtig ist, findet man einen verlässlichen Führer zu den Fragen nach Entstehung, Entwicklung und Bedeutung der Synagoge. Ein erfreulich breiter Raum wird den baulichen Besonderheiten der Synagogen in frühjüdischer und rabbinischer Zeit gewidmet. Da das Buch vor allem den an der neutestamentlichen Zeit Interessierten visiert, geht es nicht über die formativen Jahrhunderte der Synagogeninstitution hinaus, sondern setzt vielmehr auch Akzente dort, wo der christliche Leser am ehesten auf synagogale Einrichtungen stösst, im Neuen Testament also. Die Meisterung des umfangreichen Materials und seine Aufbereitung in einem handlichen Bändchen muss man allerdings zuweilen mit einer etwas eklektisch anmutenden Akzentuierung des einen oder anderen Punktes bezahlen. Der Verfasser gibt an, die Inhalte der synagogalen Liturgie in einem eigenen Bändchen behandeln zu wollen – man darf darauf gespannt sein, ist dies doch notwendige Ergänzung dieser Übersicht. Die Liste von Spezialwerken, die über die Möglichkeiten Aufschluss geben soll, sich über Einzelfragen näher zu orientieren und die der Verfasser im Vorwort erwähnt, sucht man jedoch vergebens. Und darin scheint mir der Hauptmangel dieser Einführung zu liegen. Statt der angehängten Einführung in die rabbinische Literatur und dem etwas überholten Verzeichnis der zitierten rabbinischen Quellschriften wäre eine »bibliographie raisonnée«, eine kommentierte Leseliste, die weiterführt, von echtem Nutzen gewesen. Doch muss man dem Verfasser uneingeschränkt dankbar sein, dass er es verstanden hat, eine klaffende Lücke zu schliessen und ein echtes Informationsbedürfnis zu befriedigen.

Dr. Michael Brocke, Regensburg

DAS INSTITUTUM JUDAICUM DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN in den Jahren 1971–1972, 160 Seiten (als Manuskript gedruckt¹).

Aus dem Vorwort erfahren wir zunächst einiges von der Geschichte des Institutum Judaicum. Otto Michel, der verdienstvolle Gründer, trat 1972 anlässlich des 15jährigen Bestehens dieses Universitäts-Institutes von der Leitung zurück in den verdienten Ruhestand. Die personelle Besetzung bestand 1972 aus zwei Direktoren (Otto Betz, Otto Michel), neun festangestellten wissenschaftlichen Mitarbeitern und zehn Gastdozenten. Inzwi-

¹ Obwohl nicht im Buchhandel, so doch ausnahmsweise hier referiert. (Anm.d.Red.d.FR.)